

Nachwort von Georg Fülberth

In diesem Band werden zwei Texte Jürgen Kuczynskis neu aufgelegt: Das Buch »Asche für Phönix. Aufstieg, Untergang und Wiederkehr neuer Gesellschaftsordnungen« (Köln 1992) und der erste Teil des Bandes »Vom Zickzack der Geschichte. Letzte Gedanken zu Wirtschaft und Kultur seit der Antike« (Köln 1996). Der zweite und der dritte Teil des letztgenannten Bandes, die Kommentare zum Tagesgeschehen enthalten, wurden nicht aufgenommen. Auf diese Weise bleiben die hier wiedergegebenen Arbeiten auf das Thema der »verfrühten Gesellschaften« fokussiert.

1988 veröffentlichte Jürgen Kuczynski das Buch »1903. Ein normales Jahr im imperialistischen Deutschland«. Die Wahl des Themas führte er auf sein früheres Werk »Geschichte des Alltags des deutschen Volkes« zurück, das nicht herausragende Ereignisse behandelte, sondern das scheinbar Immegleiche, hier der Methode Fernand Braudels vergleichbar: Analyse der »longue durée«. Für diese waren Großereignisse, die etwa 1871, 1914 oder 1918 stattfanden, unerheblich: in ihnen kam allenfalls zum Vorschein, was sich in der Vergangenheit angestaut hatte und nach dem Einschnitt oft auch weiterbestand.

Wenn es sich stattdessen um ein »normales« Jahr handelte, warum dann aber ausgerechnet 1903? Es hätte auch ein anderes gewählt werden können.

1903 war das Jahr vor Jürgen Kuczynskis Geburt, somit das letzte, zu dem er sich als Historiker – und das war nun einmal seine Profession – verhalten konnte. Für die Folgezeit war er Zeitgenosse, ihr hat er sich unter anderem in seinen autobiographischen Texten ge-

widmet. Dabei kam er – zum Beispiel in dem Buch »Memoiren. Die Erziehung des J. K. zum Wissenschaftler und Kommunisten« (1973) – um einen Rückgriff auf die Vergangenheit (hier: die Genealogie seiner Familie) nicht herum. Im Lauf seines langen Lebens wurde ihm Aktuelles – das er oft als Journalist kommentiert und auf das er als Mitglied einer kommunistischen Partei Einfluss zu nehmen gesucht hatte – allmählich wieder zum Thema der Geschichtsforschung und -darstellung. Damit bildete sich das Muster heraus, das Thema auch der hier neu herausgegebenen Texte ist: die wechselseitige Durchdringung von Vergangenheit und Gegenwart.

Im Juni 1989 hat Jürgen Kuczynski sein Buch über das Jahr 1903 auch in Marburg vorgestellt. Über sich selbst sagte er erstaunt: »Mir fällt nichts mehr ein«, und das sei ihm bisher noch nie passiert. Immer hatte er früher, sobald er ein Buch abgeschlossen hatte, Pläne für ein nächstes – jetzt nicht mehr. Während des Marburg-Besuchs 1989 hielt Jürgen Kuczynski einen weiteren Vortrag: über die aktuelle Lage in der DDR. Hier fiel der Satz: »So kann es nicht weitergehen«.

1989 erschien dann doch noch ein Buch: »Studien zum Historischen Materialismus«, darin der Text »Alte Gelehrte«, der im selben Jahr als Separatdruck herauskam. Jürgen Kuczynski schrieb dabei über Andere, aber er konnte auch seine eigene Situation meinen: Bilanz eines erfüllten Lebens. Die »Studien zum Historischen Materialismus« bezeichnete er als sein »letztes Buch« – das konnte Zweierlei bedeuten: entweder sein jüngstes, dem doch noch andere folgen konnten, oder tatsächlich das letzte. »Eine Kette schließt sich« – diese Bemerkung legt eher die zweite Interpretation nahe. Das tatsächlich letzte Buch Jürgen Kuczynskis, jetzt von ihm im damaligen Vorwort ausdrücklich als solches bezeichnet, war »Vom Zickzack der Geschichte«.

Es war nämlich anders gekommen, als er noch im Sommer 1989 gedacht hatte. Mit dem Ende der DDR setzte ein neuer Schub der literarischen Produktion des nunmehr schon Fünfundachtzigjährigen ein. In aller Selbstverständlichkeit kehrte er zu einer Textsorte seiner jungen Jahre zurück: Journalismus, jetzt in kleinen sozialistischen

Blättern. Andere standen ihm kaum noch offen. Selbst die »Weltbühne«, deren langjähriger Autor er gewesen war, meinte – übrigens irrtümlich – ohne ihn eine Zukunft zu haben.

Ein großer Teil dessen, was Jürgen Kuczynski in den letzten Jahren seines Lebens veröffentlichte, betraf seine Auseinandersetzung mit der DDR. Hier zeigte er sich zutiefst verunsichert, und seine Urteile können auch diejenigen irritieren, die seinen früheren, immer kritischen, letztlich aber stets ermutigenden Einschätzungen gefolgt waren. Mit diesem Thema ist er nicht mehr fertig geworden. 1983 hatte sein »Dialog mit meinem Urenkel« große Resonanz erzielt. Hier erschien die DDR als eine große Errungenschaft mit 1 000 Fehlern. Jürgen Kuczynski nahm an, die Fragen und Antworten, die er dort behandelte, würden, wenn sie viel später einmal von seinen Nachfahren gelesen würden, »vielfach noch immer gleich oder ähnlich denen sein, die mir Lehrlinge und Studenten gegenwärtig stellen.«

1996 erschien eine Art Nachfolgeband: »Fortgesetzter Dialog mit meinem Urenkel«. Hier findet sich der Satz: »Ach, wie irrte ich!« Längst befand Jürgen Kuczynski sich wieder im Kapitalismus, und seine Tagespublizistik zeigte, dass er sich gut in ihm auskannte: Es war dieselbe Gesellschaft, die er in seinen jungen und frühen mittleren Jahren wahrgenommen und analysiert hatte. Die DDR aber war ihm so verfremdet geworden, dass er sich nicht mehr in ihr zuretfand und sich seine Haltung zu ihr nicht mehr erklären konnte. Er versuchte es, aber auch der »Fortgesetzte Dialog mit meinem Urenkel« konnte nicht sein abschließendes Wort dazu sein. Seine Leser(innen) hinterlässt er, was dies betrifft, ratlos und irritiert, wie er selbst es ja wohl geworden war.

Journalismus, autobiographische Aufarbeitung seines Lebens in der DDR – dies waren zwei von drei Aufgaben, die sich Jürgen Kuczynski in jenen Jahren stellte. Hinzu kam eine dritte: Neuentdeckung des roten Fadens, der sich durch die Geschichte zog, immer wieder einmal riss und doch nicht endete. Es darf angenommen werden, dass der Untergang des staatlich organisierten Sozialismus

Auslöser dieses Bemühens war. Auf einer gleichsam geschichtsphilosophischen Ebene versuchte der Autor eine Aufgabe zu lösen, die autobiographisch allein ganz offensichtlich nicht bewältigt werden konnte. Die Geschichte der DDR-»Aufarbeitung« bis heute zeigt, dass dies immer noch nicht gelungen ist. Von den Einwohner(inne)n eines vorerst unüberwindlichen Kapitalismus ist das vielleicht überhaupt nicht zu erwarten.

War die DDR ein verfrühter Sozialismus, dann konnte der Blick auf andere Vorformen nachfolgender Gesellschaften gelenkt werden, für die dasselbe gilt: das Kolonat in der Antike, die frühkapitalistischen Kommunen des späten Mittelalters, die DDR.

Keine dieser »verfrühten« Gesellschaften ging bruchlos weiter, sie alle wurden von der alten Ordnung, in denen sie entstanden, wieder eingeholt, wobei im Einzelnen gefragt werden kann, wie viel von ihnen dennoch erhalten blieb.

Das Kolonat war durch das Verhältnis von Grundeigentümern und freien, aber landlosen Bauern in der Sklavenhaltergesellschaft bestimmt: Letztere waren Ersteren abgabenpflichtig. Diese Wirtschaftsweise, eine Art Einschluss in der Sklavenhaltergesellschaft, blieb dieser immer untergeordnet und ging in deren spätesten Zeit wieder zugrunde. Wenn danach im Feudalismus die Beziehungen zwischen adligen Grundeigentümern und Bauern dort, wo entweder nie Leibeigenschaft bestand oder im Laufe der Zeit überwunden wurde, sich in ähnlicher Weise gestalteten, war dies keine Fortsetzung, sondern ein Neuanfang.

Im späten Mittelalter bildeten sich in Oberitalien kapitalistische Stadtgesellschaften – Florenz, Genua, Venedig – heraus. Dominant aber blieb der Feudalismus. Die »verfrühte« kapitalistische Wirtschaftsweise wurde sogar zu seiner Stütze: ihre Techniken der Börse und des Geldhandels dienten seiner vitalisierten Spätform: dem Absolutismus, aber auch den handelskapitalistischen Gesellschaften Englands und der Niederlande. Nur in diesem eingeschränkten Sinn kann – im Unterschied zum Kolonat – von einer Kontinuität gesprochen werden. Im Übrigen aber handelt es sich auch hier nicht um

eine lineare Fortentwicklung. Ob der Kapitalismus – wie es Maurice Dobb annahm – intern aus dem Feudalismus herauswuchs oder – so sah es Paul M. Sweezy – seine Entstehung vor allem gleichsam von außen durch den Weltmarkt forciert wurde: in jedem der beiden Fälle blieben die in seiner vorangegangenen Frühformen entwickelten Handelspraktiken zwar erhalten, waren aber nicht ursächlich für den Neuanfang.

Für den Staatssozialismus kann ebenso gefragt werden, was von ihm im Kapitalismus weiterlebt. Jürgen Kuczynski ist hier skeptisch. Als ein Spezifikum der DDR erscheint ihm die Sozialstaatlichkeit. Gleichermaßen gelte für die bisherige Bundesrepublik. Die Zugeständnisse an die Arbeiterklasse seien dort unter dem Druck des Staatssozialismus entstanden und schwänden nach dessen Untergang immer weiter – »auf dem Wege in die Barbarei«. Die Frage, ob so ganz auf sie verzichtet werden kann, wie Jürgen Kuczynski es befürchtete, wird in gegenwärtigen Diskussionen über die Notwendigkeit, zunehmende Ungleichheit zu bekämpfen, wieder gestellt. Es mehren sich die Stimmen, die die Wiederherstellung eines sozialstaatlichen Kapitalismus fordern.

Selbst wenn dies gelänge, wäre es nicht die Wiederaufnahme eines Weges in den Sozialismus. Der Unterschied besteht in der Eigentumsordnung.

Damit richtet sich der Blick auf eine andere historische »Verfrühung«, die in allen bisherigen Ungleichheitsgesellschaften bestand: auf das, was man heute die »commons« nennt – Gemeingüter.

In den orientalischen Despotien des Zweistromlandes überwogen sie. Die Römische Republik hatte den *ager publicus*: erobertes Land in staatlichem Eigentum, auf dem die größten Sklavenhalter ihre Latifundien bewirtschaften ließen. Im Feudalismus gab es die Allmende, die mit dem Beginn des Kapitalismus aufgehoben wurde. Aber auch er konnte auf öffentliche Güter nicht verzichten: staatliche und kommunale Infrastruktur. Im Übergang zum 21. Jahrhundert wurde (und wird) sie weitgehenden Privatisierungen ausgesetzt. Zugeleich bildet sich – dies kannte Jürgen Kuczynski noch nicht – eine

»digitale Allmende« heraus. Sie bleibt in den Kapitalismus eingebettet und dürfte kein Weg in einen »Postkapitalismus« sein – zumindest dann nicht, wenn ein gesamtgesellschaftlicher Umschwung, vielleicht ein außerökonomischer Schock, ausbleibt.

Jürgen Kuczynski sah am Ende seines Lebens keine Zwangsläufigkeit gesellschaftlichen Fortschritts. Zum »Zickzack« gehört die zumindest zeitweilige Regression. Sie wird nicht in sanfter Einlinigkeit korrigiert, sondern über Brüche hinweg. Jürgen Kuczynski hat dies nicht breit ausformuliert, aber das von ihm ausgebreitete Material legt es nahe. Es aufgespürt zu haben: dies ist Verdienst des Spätwerks eines großen Historikers.

Georg Fülberth